

Predigt am Aschermittwoch

(Joel 2, 12-18 / Mk 1, 12-15)

von Pfr. Dr. André Golob

Die Wüste - eine Zone des Rückzugs und der Distanz - absolute Ruhe und Stille.

Vielleicht waren einige von Euch schon einmal in einer Wüste. Ich hatte schon ein paar Mal das Vergnügen. Vor vier Jahren waren meine Frau Christina und ich in der riesigen Wüste Thar in Indien und vor vielen Jahren waren wir in Tunesien, wo wir einige Wüsten erleben durften, z.B. auch die Wüste Sahara. Am meisten hat uns aber eine riesige Salzwüste beeindruckt, der Chott El Djerid, durch den schon Kara ben Nemsî und Hatschi Halef Omar - die Helden aus Karl Mays Büchern - geritten sind.

Im Gegensatz zur Wüste Sahara, die durch Dünenberge charakterisiert ist, konnte man dort in die Weite schauen. Bis zum Horizont nichts außer Salz. Wir fuhren auf einer Wüstenpiste und hielten mittendrin an, stiegen aus und setzten uns auf eine der gigantischen Salzkruste. Es war ein unglaubliches Gefühl. Meilenweit das absolute Nichts - nur Salz und Hitze. Am beeindruckendsten aber war die Stille. Man hörte nichts, kein Ton - wie in einem schalldichten Raum. Wenn man sprach, war es, als würde man sich dabei die Ohren zuhalten - fremd und unwirklich. Man konnte schreien und nichts reflektierte den Schrei, er stieß nirgendwo an, blieb bei einem selbst. Die Ruhe, die Stille, die Einsamkeit, die Leere war beeindruckend.

Ich musste an Jesus denken und an die vierzig Tage, die er in der Wüste verbrachte. Vierzig Tage allein im Absoluten Nichts. In einem Nichts, in dem sogar der Schrei nichts findet, auf das er trifft. Denn in der Wüste hört dich niemand schreien. Da hat man nur sich selbst, kann sich niemandem aufdrängen. Man ist auf Gedeih und Verderb dem eigenen Ich ausgeliefert.

Das hört sich erst mal schrecklich an und schwierig zugleich. Und doch ist das Allerschwierigste hier das Allernötigste. Dass wir uns selbst gegenüber treten - ohne Verstellungen und Ablenkungen. Oft flüchten wir vor uns selbst zu anderen, oft stürzen wir uns in den Trubel, in den Radau, den Alkohol, die schillernde Vielfalt der Ablenkung – Ablenkung, um der Wahrheit unseres eigenen Lebens nicht entgegentreten zu müssen, um uns den Problemen nicht stellen zu müssen.

Wahrheit über uns selbst, die Erkenntnis - was bin ich, was will ich, was mache ich -, die Wahrheit über uns selbst finden wir nur, wenn wir die fremden Stimmen zum Schweigen gebracht haben. Nicht was die anderen meinen und raten, loben und tadeln, sondern was wirklich in uns liegt, entscheidet. Da sind wir wieder bei dem in Kirchenkreisen heftig bekämpften Begriff „Selbsterkenntnis“.

Doch es ist ein geistiges Gesetz, dass jemand, der sich selbst noch nicht gefunden hat, auch nicht zum anderen findet. Wir müssen still werden und die Wüste betreten. Das ist notwendig für den Menschen, zu erfahren, wer er ist. Auch für Jesus war es ein Muss. Es war so nötig, dass der Geist ihn in die Wüste *trieb*. Er ging nicht von sich aus, er wurde vom Geist Gottes gezwungen - zu seinem Glück.

So geht es auch uns. Zeit und Ort des Wüstenaufenthalts können auch wir uns nicht auswählen oder im Vorherein terminieren, wie eine Eintragung im Terminkalender. Ein solches Ereignis kann man nicht erzwingen, man muss reif werden dafür, sich öffnen und inneres Vertrauen entwickeln für die Führung Gottes. Der, der sich selbst gegenübertritt will, der von der einzigen Frage beseelt ist: Wer bin ich wirklich? - nur für einen solchen macht der Aufenthalt in der Wüste Sinn.

„Er war bei den wilden Tieren“, sagt die Schrift, „und die Engel dienten ihm“. Was bedeutet das: Begegnungen mit Tieren? Ich denke es geht um die Auseinandersetzung mit sich selbst, dem Triebhaften in uns. Wir müssen uns ihm stellen und schauen, ob wir einen gesunden Umgang mit unseren Trieben pflegen. Tierisches Dominanzverhalte, triebgesteuerte Sexualität auf Kosten anderer, Aggressionsabbau zum Leidwesen unserer Umwelt hat nichts mehr mit Menschsein zu tun.

Moralisten haben alle Jahrhunderte hindurch aufgerufen die Bestie in uns zu töten und zu einem Engel zu werden. So wie im Mythos der Erzengel den Drachen erlegt, so sollen wir das Körperliche, das Triebhafte in uns töten - auch zu einem moralischen Engel werden. Heute - in einer aufgeklärten und lustbetonten Zeit - erscheint diese Leibfeindlichkeit fast lächerlich. Doch auch heute noch gibt es Menschen, die ganze

Partien ihres Körpers als etwas Widerwärtiges, Sündhaftes, Unberührbares empfinden.

Die ganze Kunst besteht hingegen darin, das Triebhafte nicht fortzujagen oder umzubringen, sondern zum Leben zuzulassen und es sinnvoll zu nutzen. Wir als Menschen sollten uns zwischen dem Tier und dem Engel positionieren. Es ist gegen unsere Art, uns triebhaft wie ein Tier zu gebärden, aber ebenso gegen unsere Natur zu einem Engel zu werden, jenseits aller Lust und Sinnlichkeit. Es gilt die Mitte zu finden und *das* zurechtzurücken, was möglicherweise in Schiefelage geraten ist.

Es geht auch darum eine gewisse Gelassenheit zu erlangen, im Umgang mit uns selbst. Uns nicht ins Zentrum zu setzen und unendlich wichtig zu nehmen. Auch hierzu kann der Gang in die Wüste führen. Ein wenig die Eigeninteressen zurückzunehmen, zu spüren, welche kleine Größe wir in der Wüste - im Weltall - darstellen, neben den riesigen Ausmaßen des Raums.

In einer solchen Umgebung können wir auch unser Verhältnis zu Gott zurechtrücken. Wie wichtig wir uns doch oft nehmen und die Dinge, die wir tun. Wir maßen uns an Gott zu verstehen und zu wissen, was er will, stellen unfehlbare Dogmen auf. Dabei ähneln wir doch eher Ameisen, die wir auf einem Planeten hausen, der nur ein Tintenkleck im Weltall ist. Vielleicht wird uns in der Wüste klar: Gott braucht *uns* nicht - wir brauchen *ihn*.

Der Gang in die Wüste kann uns selbst zu einer leeren Wüste machen. Das ist ein Bild aus der Mystik, ein Bild für die Berührung mit Gott im Inneren unseres Selbst. Damit wir Gott in uns selbst begegnen können, müssen wir für ihn Platz machen, damit er Raum findet – wir müssen all das Überflüssige und Banale wegräumen, damit er sich einfindet. In der Bibel gibt es viele Bilder dafür. Nehmen wir z.B. das Bild von der Tempelreinigung. Der Tempel steht für unsere Seele, den Ort der Begegnung mit Gott. Damit Gott uns begegnen kann, gilt es aber den Besen in die Hand zu nehmen, oder auch die Peitsche, um all das loszuwerden, was Gott zuwider ist. Es ist wie mit einem Glas, das leer sein muss, wenn wir es mit Gutem füllen wollen. Allmählich kommen wir zur Besinnung, schütten das schale Getränk aus, machen es leer für etwas Neues, etwas Sinnvolles und Schmackhaftes.

Es ist eine Neugeburt, die geprägt ist von Vertrauen in Gott. Nicht mehr meine Triebe, aber auch nicht meine Ängste und Sorgen sollen mein Sein prägen, sondern das Vertrauen, dass Gott alles zum Guten wendet, dass hinter allem ein Sinn verborgen ist. Nur so kann ich den Schrecken und dem Leid und letztlich dem Tod - dem niemand entgehen kann – begegnen.

Wir müssen hierzu nicht in die Wüste Gobi fahren. Manchmal reicht eine Verkehrsinsel, auf der sich für einen Bruchteil einer Sekunde die Wüste auftut und der Geist uns treibt.

Wir hetzen durch einen Park zu einem dringenden Termin und stehen plötzlich vor einem Baum und alles um uns rum wird belanglos. Man sieht eine Struktur in der Baumrinde und weiß es: Diese Struktur gibt es nur ein einziges Mal auf der ganzen Welt und ich sehe sie in diesem Augenblick.

Es können ganz einfache Dinge sein, die etwas in uns bewegen, etwas auslösen, uns innehalten lassen in all unserer Betriebsamkeit. Vielleicht kann man sie „Wüstenmomente“ nennen. Sie führen uns zurück von der Hektik in die Ruhe, von der Fülle in die Leere. Das Lächeln einer Verkäuferin im Supermarkt, ein kleiner speckiger Babyarm, der aus einem Kinderwagen ragt oder die Katze, die sich auf unseren Schoß setzt. Im Thomasevangelium heißt es: „Spalte ein Stück Holz, hebe einen Stein auf und Du wirst Gott darunter finden.“

Amen